

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 21. — Sonntag, den 21. Mai 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Gesunde deutsche Jugend!

Zum Werbefag für Schulland heime und Jugendherbergen.

Dr. Nicolai-Buchholz.

Lauter denn je ertönt heute der Ruf nach einer inneren Erneuerung unseres Erziehungswesens. Der Pädagog Kriek sagt: „Der Sinn der Erziehung bleibt in allen Arten und Stufen derselbe: Beeinflussung und Formung des Wachstums, so daß der Nachwuchs der Lebensgemeinschaft in reifer und mündiger Gliedschaft eingefügt wird.“ Wenn unsere Volksgefundung Bestand

haben soll, muß sie in erster Linie die Jugend umfassen. Deshalb bemühen sich deutsche Schulmänner, die Jugend stärker als bisher nach zwei Richtungen zu beeinflussen: Einmal soll mehr Gewicht auf die körperliche Ertüchtigung gelegt werden; denn nur ein gesundes Geschlecht kann Träger der Zukunft eines Volkes sein. Zum anderen: neben der Uebermittlung wertvollen Wissens und Könnens, die nicht eingeschränkt werden darf, soll die bewußte Erziehung zu sittlich tüchtigen, charakterfesten Persönlichkeiten gepflegt werden. Was nützt dem Vaterlande ein hochgelehrter Mann, wenn er ein selbstfüchtiger, an Körper und Willen schwacher Mensch ist? Um diese Ziele zu erreichen, bedarf es einer Umstellung des Schulwesens. Viele Schulen haben sich aus freiem Entschluß der Eltern und Lehrer ein Schullandheim angegliedert, so auch das

Staatsrealgymnasium Annaberg, das gemeinsam mit dem Königin-Carola-Gymnasium Leipzig ein Landheim in Jöhst adt besitzt; im gleichen Orte ist außerdem in der früheren Oberförsterei ein Landheim der Nicolaischule Leipzig eingerichtet worden. In diesen Heimen leben alljährlich für mehrere Wochen ganze Klassen mit ihren Lehrern, um unter Fortsetzung des Unterrichts sich in Luft und Sonne durch Gymnastik, Sport, Geländespiele und Wanderungen zu kräftigen. Neben dieser

körperlichen Ausbildung wird aber durch das Zusammenleben in einer Gemeinschaft, die das Familienleben ergänzt, ein gut Teil staatsbürgerlicher Erziehung erreicht: die Schüler lernen sich in eine Gemeinschaft einfügen, gewöhnen sich an straffe Disziplin, erleben Kameradschaft. Und das alles inmitten unsrer schönen deutschen Heimat, die sich als unvergeßliches Erlebnis in ihre

Herzen einprägt. Neben diesen Schulheimen stehen der gesamten deutschen Jugend die Jugendherbergen offen, die über ganz Deutschland verstreut eine ausgezeichnete Möglichkeit bieten, in einfacher, gesunder Lebensführung sich das deutsche Vaterland zu erwandern und dadurch Gesundheit, Freude an der Natur und Gemeinschaftsinn als wertvolle Besitztümer fürs ganze Leben zu erwerben. Wer bei diesem Jugendwerk mitarbeitet, hilft mit am Aufbau des neuen Deutschlands.

* * *

Vom Wandern und von

Jugendherbergen

„Was ist kostbarer als Gold und Goldeswert, wertvoller als die kunstvollsten Maschinen?“, so frug der Begründer der deutschen Jugendherbergen, der väterliche Freund der jugendlichen Wanderscharen, Schirrmann, einleitend in seiner ersten Kampf- u. Werbeschrift für das deutsche

Jugendherbergswesen im Jahre 1909, und gab zugleich die Antwort: „Das ist der Mensch, der die Kulturwerke schafft, Maschinen erdenkt und lenkt, der kraftvoll gebildete und willensstarke.“ Schirrmanns Werbeschrift spricht nach Würdigung der verschiedenen Sportarten begeistert über das Wandern, das der Jugend wieder nahegebracht werden soll. Nicht im Sonntagsstaat soll man hinausziehen, sondern soll zu starken, gesunden Waldläufern und heimatkundigen Pfadfindern werden. Ein



Lied am Herbergsbrunnen: 's is Feierohmd.
(Jugendherberge Johanngeorgenstadt.)

solches Wandern freilich ist eine Kunst, die man erst lernen muß. Und heute sehen wir das Werk, für das ein Schirrmann, oft verlacht und bespöttelt, so herrlich vollendet. Dem Deutschen Jugendherbergen-Verband, der am Sonntag, den 21. Mai bis mit Sonntag, den 28. Mai für das Jugendwandern und das Herbergswesen eine große Werbewoche durchführt, kann heute nicht genug gedankt werden für seine so hingebungsvoll betriebene Pionier- und Aufbauarbeit zum Wohle unserer deutschen Jugend. Nicht am grünen Tisch oder in dumpfer Stube wurde diese deutsche Jugendbewegung erküßelt, sondern durch die Tat, die glänzende, hat sie ihre Daseinsberechtigung namentlich in den Jahren nach dem Kriege vollauf bewiesen. Die Bewegung ist keine künstliche Pflanze, die Jugendherberge ist kein Luftschloß, das allgemeine Jugendwandern kein unerreichbares Hochziel. Jetzt, nachdem die nationale Revolution die Umformung der Geister vollziehen soll und muß, werden die führenden Männer des jungen Deutschlands mit größerer Energie sich für die Arbeit des Jugendherbergverbandes einsetzen. Wie für die meisten Teile unseres deutschen Vaterlandes, so ist namentlich im oberen Erzgebirge das Herbergswesen eine Tatsache. Nun gilt es in den nächsten Jahren der völkischen Erneuerung auch diesen werdenden Baum zu stützen und ihn nach allen Seiten hin Wurzel schlagen zu lassen.

Worauf soll es hinaus? Wanderbedürfnis und Wanderlust sind da, aber zur Erfüllung fehlt für den weitaus größten Teil der deutschen Jugend das Dritte, das einladende Obdach. Dem soll das im Werden befindliche Reichs-Herbergswesen abhelfen. Wo das Ziel bekannt wurde, fand es begeisterte Aufnahme in allen Schichten der Bevölkerung.

Die Jugend läßt sich nicht an den Grenzen ihrer Provinz oder ihres Wandergebietes durch Schlagbäume aufhalten. Hat sie dieses durchquert, so will sie Umschau halten im weiten Vaterlande. Gegenseitigkeit in der Herbergsbenußung ist daher für alle Wandergebiete eine selbstverständliche Sache. Darum will der Verband ein Mittelpunkt sein für Herbergsgründung und -betrieb, für Auskunft, Statistik, den Verkehr mit den Staatsbehörden und die Förderung des Jugendwanderns. Die Bedeutung einer möglichst einheitlichen Handhabung der Uebernachtungsgrundsätze sowie der laufenden Herausgabe eines Reichs-Herbergsverzeichnisses liegt auf der Hand.

Allmählich dürfte es auch dem Letzten klar werden: Von allen Sünden der hinter uns liegenden Jahrzehnte war die Abkehr immer breiterer Schichten von der Natur die größte. Kein Volk aber vollzieht diese auf die Dauer ungestraft. Wir haben sie bezahlt mit dem Teuersten, das es auf dieser Erde gibt, mit Menschenkraft, ja mit Menschenleben. Darum gilt es, die Jugend in frühzeitige und regelmäßige Fühlung mit Altmutter Natur zu bringen.

Der Gedanke der Herbergsgründung und besseren Ausgestaltung, möglichst zu Heimstätten, wird in immer weitere Kreise dringen; die Wanderlust wird durch die Schilderung der Wanderfahrten und Wanderfreuden anderer immer aufs neue angeregt. Lieber werden die Eltern ihre Kinder beim Schmieden von Wanderplänen als beim Ausheften zweifelhafter Streiche sehen. Die Zahl der Mitarbeiter wird wachsen, bis das Ziel erreicht ist: ganz Deutschland gewissermaßen eine Herberge. Das Ziel ist groß. Es erfordert Millionen. Aber diese werden zufriedene Menschen schaffen und reiche Zinsen tragen für unser Volkstum.

Wandern ist nicht nur Erholen und Ausspannen, es ist Erleben und Wachsen, oft ein Aufspringen verborgener Knospen. Die Wanderfahrten sind für die empfängliche Jugend Tage, die sie rot anstreicht im Kalender des Lebens. Für alle aber scheint die Sonne, und des Berges Höhe ist kein Standort für einzelne Bevorzugte. Keinem sei der Weg zum großen Gottesgarten verschlossen! Und wem früh der Sinn für das Wandern in Fleisch und Blut überging, der wird alt den Wanderstab nicht verstauben lassen. Ja, mancher Erwachsene wird, warm geworden an der Wanderfreude seiner Kinder, noch in späten Jahren den Weg zur Natur zurückfinden. Hier ist also eine Sache, die jeden angeht, den Vater für seine Kinder, den Lehrer für seine Schüler, den Arbeitgeber für seine Angestellten, Staat und Gemeinden für ihre künftigen Bürger. Darum, Helfer herbei, damit es voran gehe!

Täglich wird durch namhafte Spenden die Opferwilligkeit der Besitzenden für gemeinnützige Zwecke bewiesen. Darum wird es auch uns an lebenslänglichen Mitgliedern, Förderern und Ehrenstiftern sowie an Gönnern, die ganze Herbergen stiften, nicht fehlen. Mancher wird später einen Teil an die Gesamtheit zurückzahlen wollen von dem, was er dem fröhlichen Wandern in seinem Werdegang verdankt.

Drei Dinge hat uns der Krieg zu würdigen gelehrt: Die Volkskraft, das Gemeinschaftsgefühl aller Stände und das Rechnen mit großen Zahlen für große Dinge. Ein großes Ding aber ist es, die tiefe Wunde, die der Weltkrieg und seine Folgen unserer Volkskraft schlugen, zu heilen und ein nicht minder großes, durch frühzeitiges Aneinandergewöhnen in Herberge und Natur im neuen Deutschland ein innerlich einiges Volk heranzubilden. Alle, denen das Wohl der Jugend und die Gesundheit des Volkes an Leib und Seele nicht gleichgültig sind, bittet man daher herzlich um ihre Mitwirkung.

(Auf Seite 4 und 5 vorliegender Nr. der „E. H.“ haben wir nun eine kleine Zahl der uns im Gebirge bekanntesten Herbergen abgebildet. Weiter ist in vorliegender Nr. (117) der „D. Z.“ ein Artikel über das Jugendherbergswesen enthalten.)



(Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Max Geißler.) (7. Fortsetzung.)

Zwischen drei Halmen und zwischen allen Stauden am Pfad waren die funkelnden Spinnennetze gespannt, und Sonnenstrahlen hingen darin und ließen sich in den schimmernden Schaufeln vom Morgenwinde wieaen.

Der Hahn stand mit hochgehobenem Kopf abseits und schaute nach dem Zechenhaus. Er hatte auch etwas zu sagen, und der Alte hörte ihn grollen.

Es war auch schon eine Spur von Tritten quer durch den Tau gezogen; die kam aus den Fichten herüber.

Was?

Und aus dem Schornstein ging noch der Rauch von dem Feuer, das dem Hans seine Morgensuppe gekocht hat?

Nicht möglich!

Als der Zachenhesselhans über die Steinfliesen vor dem Röhrtrug ging — eine goldene Tafel war der Wasserspiegel, auf den der Quell in silbernem Bogen fiel — und als er vor der Tür zum Hause stand — wahrhaftig, da hörte er drinnen einen auf Nagelschuhen schreiten.

Und jetzt trat der heraus in den Flur und auf die Steinfliesen vor dem Hause. Es war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann.

„Grüß Gott, Zachenhesselhans,“ sagte er und schob den grünen Hut, an dem hinten der Birkhahnstoß saß, ein wenig aus der Stirne.

„So bist du schon früh durch den bleigrauen Morgen gestapft, Winterkathlsfranz!“ wunderte sich der Alte und schaute ihm dabei scharf in die Augen.

„Daherauf find't sich einer schon,“ sagte der andere. „Wenn alle Türen sperrangelweit offenstehen am Zechenhaus und der Frühwind und die Nebel hindurchlaufen, muß einer da nicht meinen, der Zachenhesselmann wäre daheim?“

Diese Rede sollte den Eindringling entschuldigen; denn er merkte, der Hans war nicht sehr lustig über seinen Besuch. Aber der Klang der Worte war warm und fast bittend — wollte er sagen: weißt du denn nicht, daß wir zwei ehemals gute Freunde gewesen sind?

Allein, darauf schien sich der Zachenhesselmann nicht mehr zu besinnen.

„Es ist mei Tag noch nicht zugesperrt worden im Waldhaus!“ gab er ein wenig barsch zur Antwort.

„So bist also nicht ungehalten, daß ich mir hab' einen Kaffee gemacht in deinem Ofen?“

„Nicht im geringsten. Was bringst denn, Franz?“

„Bringen tät ich sei mir. Mich selber, wenn du willst.“

„Was?“ fragte der Alte und trat näher an die Türschwelle.

„Einen Schuh länger bist du als ich und sagst: das wär mir? Jetzt, wie soll einer denn das verstehen: mich selber?“

„Weil ich dieser Tage roden gehe in den Wald und auch bald ein Holz rücken, so hab' ich gemeint: aus dem Zechenhaus ist der Schmied-Seiff-Pepp hinaus, so wird der Franz einen Platz darin haben. Ich tät dir gern ein paar Kreuzer zahlen die Zeit fürs Schlafen, Hans.“

„Wegen meiner, bleib solange du magst! Aber: wie kommt denn der Kathlsfranz dazu, Stöcke zu roden und ein Holz zu rücken? Ich mein', er hat zu einer Kapelle, Tiroler Sänger“ gezählt und ist weit fortgewesen von hier?“

Daruf kraute sich der Franz verlegen die Haare und sagte:

„So viel Sehnen hab' ich gekriegt und heingekommen bin ich. — Was schaust mir denn dabei so fest in die Augen, Zachenhesselmann?“

„Du, Franz, ein Sehnen ist dir gekommen? Wonach denn, wenn einer fragen darf?“

Der Zachenhesselmann schaute empor an dem braunen Gesellen, dem sich der Schnurrbart so fest über der Lippe kräuselte und dem die Augen so heiß unter der Stirne hervorblickten.

Aber der suchte etwas am Grund oder er hatte seine Freude an dem zitternden Tau, der auf dem Grase hing, das zwischen den Fliesen herausschaute.

Und der Alte forschte weiter: „Franz, warum bist du denn auf einmal fortgewesen vor zwei Jahren? Etwa weil die Winterkathl, was deine Mutter gewesen ist, gestorben war . . . Sind dir nicht die Förster auf den Fersen gewesen damals, Franz?“

„Wer? Die Förster?“ fragte der verwundert zurück. Aber das Herz schlug ihm in die Stimme.

„Freilich. 's ist so geredet worden, besinn ich mich.“

„Ist mir nicht bekannt worden!“ meinte der Franz; und er war nachdenklich geworden.

„Weißt du, wie ich einmal bin jung gewesen,“ — der Zachenhesselmann schaute sich um und sprach halblaut — „da ist das Wildern nicht halb so gefährlich gewesen. Jetzt — seitdem so viel Heger und Grünröcke im Wald sind wie Bäume, da ist das ein höllisches Spiel, Franz! Und geachtet wär's, du tätest auf eine Ordnung in der Arbeit denken und auf einen festen Taglohn.“

„Ging ich denn sonst roden und ein Holz rücken, Zachenhesselmann?“

Der Franz hat etwas im Blick, wie wenn der Wind in ein Licht bläst, dachte der Zachenhesselmann, ging in die Stube und schaute, während er das Kästlein mit den Sämereien für die Zeisige vom Wandbrett nahm und den Vögeln das Futter einschüttete, in alle Winkel.

Es war aber nichts da, was von dem Franz herrührte, als ein Hücklein in blauem Linnen.

Währenddem lehnte er draußen am Türstock. Sein Jägerhut mit dem Spielhahnstoß streifte schier am oberen Quersstein.

„Wie ein Tannenbaum ist der Franz gewachsen,“ sagte der Zachenhesselmann und ging, Wasser im Röhrtrog zu schöpfen. „So kann er auch eine Arbeit tun für zwei.“

„Na, Hans, so danke ich dir auch, daß du mir Einstand gibst in deinem Hause.“

„Brauchst nicht viel zu reden, Franz; solch eine neumodische Art machen wir nicht mit. Ich hab dich nicht gehen heißen, also — komm herein.“

Von Stund' an hatte der Zachenhesselmann einen Genossen. Aber einer von denen, in deren Nähe ihm seine Lustigkeit nicht kommen wollte. Und als er sich an diesem Abend aufs Lager streckte, tat er das mit einem langen Seufzer, und dieser Seufzer hieß: was wird das geben?

10. Kapitel.

Der Hans-Tonl kam vom Sonnenwirbel herab. Er war nicht allein.

An der Unruh lenkte er ein wenig ein und tat einen scharfen Schmitzer mit der Peitsche in die Luft.

Weil er über das weiche Gras herabgekommen war, über dem letzte Sonne lag, hatte keiner ihn nahen hören.

Aber jetzt ward's hinter den Fenstern lebendig. Das Fanele war am flinksten heraußen auf der Wiese vor der Giebelmauer; dann die Resl. Zuletzt kam der Hilari, die Rotschecken anzuschauen, die der Hans-Tonl erhandelt hatte.

Auf der Bank vor der Höll wartete der Zachenhesselmann schon seit einer Stunde —

„Jetzt — der Hans-Tonl kommt den Steig herein!“

Nun standen sie im Kreis um die rotgefleckten Rinder, bestasteten sie, prüften und spendeten Lob; der Zachenhesselmann aber schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie —

„Und übers Jahr ein Simmenthaler Dechlein, Hans-Tonl! Es muß ein frisches Blut hinein in das Vieh, und wir müssen für uns ein Bergrind aufziehen; das ist ein anderes als die Bauern im Niederland eins brauchen.“

„M ü s s e n ? — 's ist schon recht, wenn einer nur das Geld hätt dazu.“

Aber der Zachenhesselmann ließ heute keinen Einwand gelten —

„Wenn auch das Wawrl gemein hat: der Hans-Tonl hätt heute den letzten Gulden fortgetragen und ein Häuflein Schulden auch schon gemacht, um die beiden Schedigen in seinen Stall zu binden — Hans-Tonl, das Simmenthaler Dechlein müssen wir kriegen an den Sonnenwirbel! Der Zachenhesselmann hilft dir sparen den Winter über.“

„Nachher — wovon will denn der Zachenhesselmann leben im Schnee?“ warf der aus der Höll lachend ein.

„Eine saure Milch wird's wohl noch abwerfen für ihn in der Höll! Und Erdäpfel sind daheim; und Geld zu einem Kaffee und Schwarzbrot und zu einem feinen Tobak, in den wir, wenn's nottut, ein wenig Erdäpfelfraut mischen, . . . jetzt, vorhanden ist das Geld zwar nicht, aber ein Weg wird sich finden, auf dem sich's hereintragen läßt ins Zechenhaus.“ —

Während der Hans-Tonl eine halbe Stunde später die beiden Röhre in den Stall stellte und ihnen Futter in die Rausen warf, stand der Zachenhesselmann vergnügt daneben. Er wußte immer etwas zu erzählen — so auch jetzt:

„Das Haldenbörnlein werd' ich verspunden; so geht heut noch eine Sonne über das Gras, und morgen, wenn der Frühtau fort ist, müssen die Roten miteinander auf die Bergweide und müssen sich in der Gegend umschauen . . . Auch um den Winterkathlsfranz muß ich einmal nachsehen! Gestern, wie die Hirsche haben zu brüllen angefangen gegen die Schlaudermiesen hin, da ist der Franz in der Stube umgegangen — ordentlich Angst hat einem werden können dabei!“

„Hast ein Leibweh, Franz?“ hab ich gefragt.

Hat's aber nicht gehört, der Franz. Nur das Fenster hat er zur Seite geschoben und die Tür sperrangelweit aufgestoßen. Und: „Eine Hitze hast du im Zechenhaus, Hans, gar nicht zum abhalten“, sagte er. Dabei war das Reifigfeuer im Ofen längst verloschen — kein Fünkchen hätte der Sturm rausblasen können aus der Schwärze. Aber das Licht, in das der Wind bläst, das ist alsbald angegangen im Kathlsfranz seinen Augen; denn in den

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Zum Werbetag für Schullandheime und Jugendherbergen

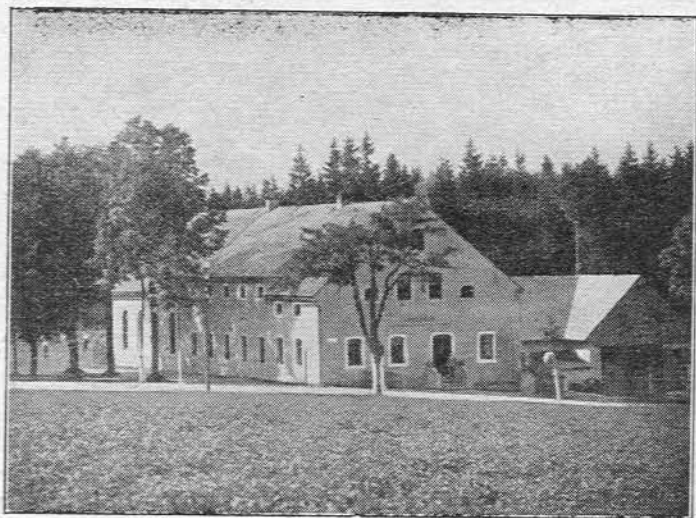
(Zu dem Artikel „Gesunde deutsche Jugend“ auf der 1. und 2. Seite vorliegender Nr. der „E. H.“.)



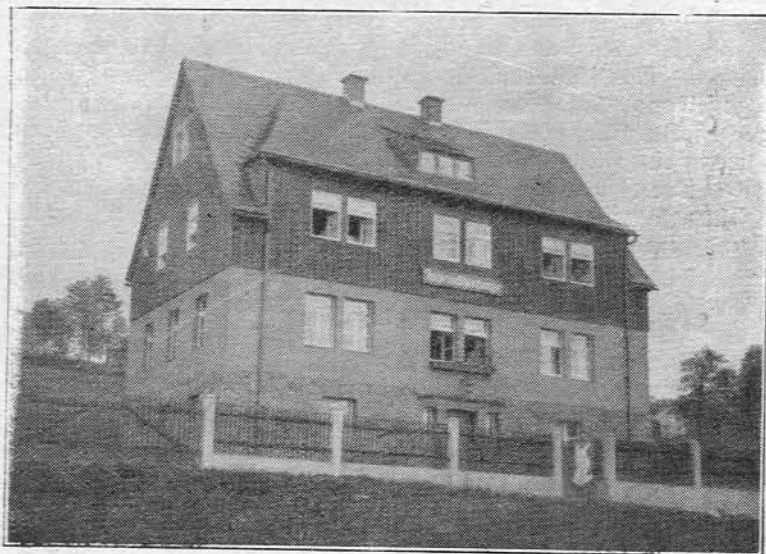
Leibesübungen im Schullandheim
Jöhstadt
(Studienrat R. Dschah-Buchholz beim
Ristwell-Abwurf.)



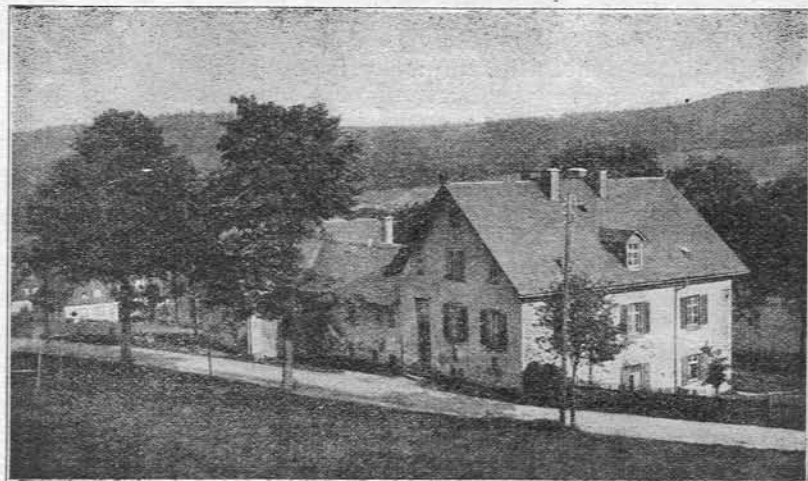
Das Schullandheim in Jöhstadt in jetziger Gestaltung.



Das Schullandheim in Jöhstadt in alter Gestaltung.



Die Jugendherberge in Jöhstadt.



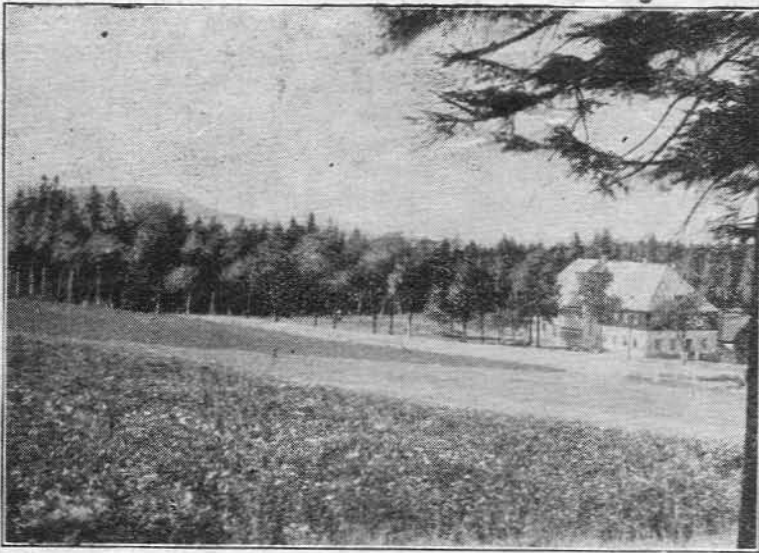
Schullandheim der Nicolaischule Leipzig
in der früheren Oberförsterei zu Jöhstadt.



Die Kinder putzen sich ihre Schuhe selbst.
(Nicolaischul-Heim in Jöhstadt.)

Zum Werbetag für Schullandheime und Jugendherbergen

(Zu dem Artikel „Gesunde deutsche Jugend“ auf der 1. und 2. Seite vorliegender Nr. der „E. H.“.)



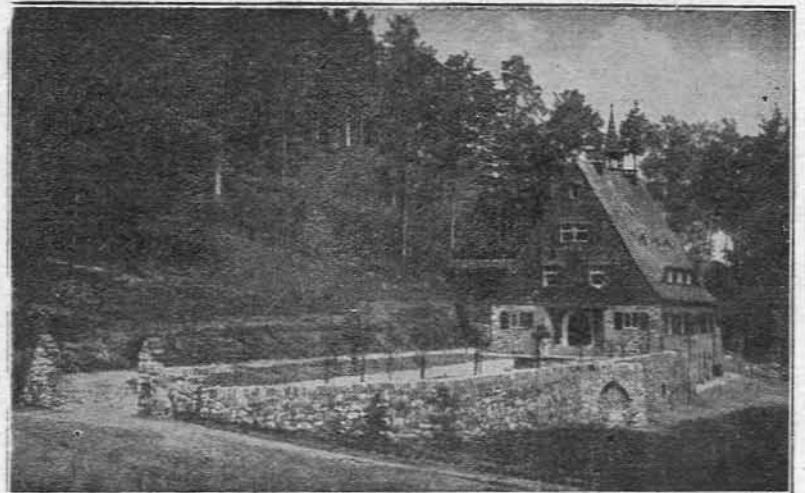
Das Schullandheim in Jöhstadt.



Landheim Hammerwerk-Schmalzgrube



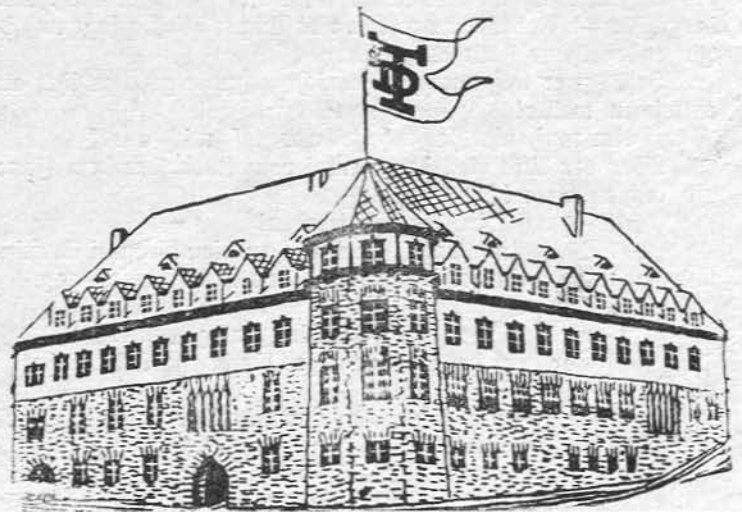
Die Jugendherberge zu Grünhain.



Die Jugendherberge zu Rittersgrün.



Wanderheim
der Stadt Chemnitz an der
Vierenstraße



Das Turner-Kreisheim zu Oberwiesenthal.

Wäldern war das Röhren der Hirsche. Je wilder es heraufzog, desto fester setzte der Franz seine Nagelschuh auf die Dielen. Der Wind stand über den Keilberg her und ein Silberschein war in den Wipfeln — vom Mondlicht. Nicht lange — der Mond ist bald voll — stieg er vollends über den Kamm herauf.

„So macht den Franz das Stöckeroden nicht müd?“ fragte ich und schaute von der Seite über meinen Kaffeetopf hinüber zu ihm.

„Müd?“ fragte er und lachte auf. „Jetzt — wenn ein so lichter Mondschein im Land ist, werd ich noch ein Pfeiflein rauchen gehen in die Fichten.“

„Franz“, sag ich, „Franz, läßt's dir keine Ruh?“

„Bei Gott nicht, Hans“, sagte er, „sei nicht furchtsam und mach' dir keine Gedanken, aber hinaus muß ich!“

Er nahm seinen Jägerhut vom Nagel am Türpfosten und — hinaus ist er und hinein in den Wald!

Hans-Toni, der Zachenhesselhans weiß, das das heißt: der Hirsch brüllt im Wald! Still ist's, nur der Mondschein ist da und ein Knacken im Holz und ein Stampfen der Hirschschuh, die der Plaghirsch treibt . . .

Hans-Toni, jetzt hätt ich bald darauf vergessen: das Rohr wollt' ich stopfen gehen auf der Halde, damit das Gras trocken wird bis morgen für deine Röhre“ . . .

Es war auch die höchste Zeit; denn es waren Jahre gewesen, da hatte auch er den Hirsch nicht schreien hören können, wenn die Herbstnebel durch das Mondlicht zogen. Und nun war dem Alten vom Zechenhaus bei seiner Erzählung ein Feuer in die Augen geflogen und ein Feuer ins Herz.

Darum ging er, den Spund einschlagen vor den Bergquell. Als er hinter der Unruh noch einmal zurückschaute, da schob sich schon die bleiche Scheibe des Mondes über die stummen Wipfel der Fichten empor, die so scharf in die klare Luft hineinstanden. Und hinter den Bergen wollte die glutrote Sonne versinken.

Auf einmal trat das Fanele mit einem Korb am Arm aus den Fichten und wanderte noch ein Stück, um sich schauend, den Waldsaum entlang. Das Fanele war nach Pilzen gewesen.

„Fanele, zeig her den Korb“, rief der Hans hinunter. „Wart, ich komm' dir ein Stück entgegen!“

„Gefüllt bis zum Deckel und Herrenpilze eine Menge?“ staunte der Waldmann.

Das Fanele war vergnügt — das war kein Wunder. Wer hätte das Mädl einmal gesehen mit dem grauen Elend in den Augen?

„Wenn vier Augen auf die Schwämme schauen, nachher find't einer auch bei der Dürre welche, wenn's nur die Zeit ist.“

„Vier Augen?“ fragte der Hans. „Ich mein': deine zwei da brenneten schon so heiß, daß sie ein Unheil anrichten könnten. Seit wann hat denn das Fanele vier? Hast etwa dem Peterl seine zühlfle genommen?“

Der Zachenhesselhans nahm das Fanele nun fest aufs Korn, und wie sich's die Hand vor den firschroten Mund hielt und vor die Augen, weil die Spätnachmittagssonne so über die Halde herglühte — das Wort von den vier Augen blieb gesagt und der Zachenhesselhans hatte es gehört.

Jetzt — er ließ das Fanele nicht los, wie gern es ihm auch entweichen wollte!

„Heim muß ich, Zachenhesselhans, laß mich aus!“

Aber der Alte hielt den Henkel vom Korb, der dem Fanele am rechten Arm hing —

„Jetzt — erst wird ein Wort reden!“

„Der Winterkathlfranz ist bei mir gewesen die zwei Stunden, und hat mir suchen helfen!“ gestand das Mädchen fast zag.

„Der Franz?“

„Ist auf dem Weg nach Joachimsthal gewesen.“

„Wo wär' er denn die vorige Nacht geblieben, hat er gesagt?“

„Hat zu mir nix gesprochen davon. Wir haben nicht viel plauschen können.“

„So geht er etwan gar nicht auf den Hau Stöcke roden?“ Um den Mund des Alten löschte alle Freude aus, als er diese Frage herauswarf.

Und dem Fanele lief alles Blut zum Herzen. So weiß ward seine Stirne — etwa weiß das rote Licht der Sonne auf der Halde auszulöschen begann?

„Stöcke roden?“ fragte sie aus ihrem erschrocken Herzen heraus.

Jesses Maria, danach hatte der Franz in seinem Lodenjopplein und dem grünen Hut auf dem linken Ohr wahrlich nicht ausgehört! „Stöcke roden? Was weiß ich! Ich hab's schon gesagt: wir haben gar nicht viel plauschen können miteinander“, meinte das Fanele.

„Na, wenn das so ist“, sagte der Zachenhesselhans. Und: „Aha!“ Das Fanele aber sprang am Waldbrande hin wie ein geschrecktes Reh, und fort war's!

„Jetzt“, sagte der Alte zu sich, „jetzt, Zachenhesselhans, halt' die Augen auf! Das gibt ein Ungemach! Und wenn hier zwei Feuer brenneten — der soll noch kommen, der solche zwei ausgießt! Jetzt — um das Fanele wär mir's leid.“ —

Nicht lange danach schwieg das Rieseln auf der Grashalde; denn der Hans hatte den Spund vor das Rohr geschlagen. Und anstatt des schwägenden Bergwassers ging der Tag in Schuhen aus purpurrotem Sammet über die Hänge, die nach Abend lagen. Ein Grünen war darauf, als ob der Frühling noch einmal heimlich darin lebendig geworden wäre.

Den Hang hinab schritt der Zachenhesselhans. Er zog mit der Hacke dort eine Rinne oder säuberte da den Abfluß von einem Gras, das darin sich breit gemacht hatte.

Am Waldbrande schlenderte er hin, unter der Unruh vorbei und schaute gleich einmal, ob da ein Pilz seinen braunen oder gelben Schirm aufspannte. Von den giftigen forallenroten leuchtete über den Nadelgrund manchmal einer herüber.

Da, als der Alte den Hau hereinkam, kreuz und quer dem Zechenhaus entgegen, weil er manchmal mit der Hacke einen Pilz umwendete, lief ihm ein Schnaufen entgegen.

Er sah den Hahn und die Hennen gemächlich aus den Fichten her heimziehen, aber den Schnaufer tat der Kathlfranz, der heimgekommen war, und am Brunnentrog den Staub und den Sonnenschein mit dem Wasser vom Gesicht sich spülte.

„Ist ihm wahrscheinlich darauf geflogen beim Roden, der Staub, weil der Hau so sonnig ist“, dachte der Zachenhesselhans; aber er sagte:

„Hast heute so frühzeitig Feierabend gemacht, Franz, daß du schon daheim bist?“

„Samstag heute! Und auf einen Samstag geht's nicht so lang“, antwortete der Franz und deckte sein Gesicht und die Ohren wieder mit den hohlen Händen zu, aus denen das Wasser lief. Und noch einmal!

Darum konnte der Franz nichts weiter antworten; und er hörte auch nicht, was der Zachenhesselhans noch zu ihm sagte.

Als er das Tuch zum abtrocknen herabnahm, das er über den Bornständer gelegt hatte, war nur noch in den Fichtenwipfeln das Glühen der letzten Sonne, und die Schatten trocken kalt und scharf aus dem Walde.

„Die Vogelbeerbäume werfen die Blätter fort und die Birken auch“, hub der Zachenhesselhans gleichmütig wieder an.

„Es sind auch schon so viel Schneeföhrige (Meisen) ums Zechenhaus, die so geschäftig die Stämme absuchen“, setzte der Franz hinzu. „Die Schneeföhrige sehen die Kälte kommen von ferne.“

An den Spitzen der Fichten, die wie Kerzen brannten, gingen die letzten Flammen des Sonnenfeuers aus.

Da schritten die beiden Männer ins Haus.

Vor dem Ofenloch in der Stube war es schon ganz finster . . .

Der Franz hatte sich davorgekniet und frückte und brach trockenes Reisig . . .

Das schob er in den Ofen . . .

Dabei verging die Zeit, und der Zachenhesselhans konnte nicht so viel fragen.

Und nun loderte der Brand.

Hui, dachte der Alte, der Franz hat sich um die Heimarbeit niemals so verdient gemacht! Er geht aus dem Wege, der Franz. Wenn ihm einer jetzt in die Augen schauen könnte — das wehende Licht steht sicherlich wieder darin!

Der Zachenhesselhans, als er sich die Pseife mit einem Reis aus dem Ofenloch angezündet hatte — warum soll einer ein Schwefelholz verschwenden, wenn schon ein Feuer ist? — nahm gemächlich den irdenen Topf vom Wandbrett und ließ am Brunnen Wasser hineinlaufen zur gemeinsamen Abendstuppe.

Der Mond war inzwischen heraufgeschwommen über die Fichten, spann seines Silber durch die kleinen Fenster und legte blanke Tafeln davon auf die altersgrauen Dielen.

Die Haustüre stand offen und die Stubentür auch einen Fuß breit. Sie hörten den Strahl in den Trog klingen, die beiden im Zechenhaus, als sie danach am Tische saßen und die Blechlöffel in die gemeinsame Schüssel tauchten. Es war gar kein Rauschen im Bergwald und die Nebel, die die Nacht webte, waren auch noch nicht über den Tälern. Das schwerfällige Schwingen des Uhrpendels im Rasten hörte man und das sanfte Zusammensinken der glühenden Reiser im Ofen. Von draußen klang immer der silberne Fall des Quells auf den blanken Spiegel.

Da legte der Franz den Löffel zur Seite, nahm ihn aber gleich wieder auf und ging damit hinaus zum Troge, den Löffel zu waschen. Dabei lauschte er in den Wald, tief hinein . . .

Da — ein Brechen war im Unterholz! Ein Rehbock trat heraus auf den Hau. Mit einem Stein konnt' einer nach ihm werfen, so nah war er.

Der Franz stand wie festgewurzelt am Brunnentrog und der Bock drüben scharf äugend wie ein Bild aus Stein.

Weil der Franz sich gar nicht mehr regte vor der Haustür, wendete sich der Alte auf seinem Stuhl um und schaute durch die Scheibe.

„Da haben zweie Bitterung,“ sagte er zu sich, streifte die Schuh ab und schlich ans Fenster.

„Jekt: da ist wahrhaftig ein Bock herausgetreten auf den Hau!“

Der Zachenhesselhans sah's und schob das Fenster hart auf — hui, flog der Bock in den Wald. Und Franz stampfte heftig mit dem Nagelschuh auf die Steinsplien.

„'s hätt dir nix nutz werden können, Franz! 's is dem Grafen, das Böckl. Und 's ist gut getan, wenn einer wie du, nicht zu lang nach einem solchen schaut. Solch Schauen macht nur begehrlisch, Franz, und nun gar in solch einer Nacht — in den Traum tät dir das Wild kommen.“

Ganz ruhig sprach der Alte diese Worte; aber es war eine Schärfe darin, die hatte der Zorn geschliffen.

Nun, da der Bock vergrämt war, konnte auch der Franz seine kurze Pseife anstecken.

Der Alte aber nahm Schüssel und Löffel vom Tisch und ging damit hinaus an den Trog.

Er hatte allerlei zu erzählen heut, der Zachenhesselhans. Und so laut redete er dabei, als müßt er's dem Franz hinüber-rufen zu dem Wechsel, auf dem der Bock vor zwei Minuten verschwunden war. Da machte der Franz ärgerlich Kehrt und schritt in die Hütte. Der Alte blieb ihm immer auf den Fersen und fragte:

„Franz, ich mein, du müßtst des Abends, wenn du so den Tag über mit der Rodehacke und der Art am sonnigen Berg-hang gestanden hast, weidlich viel Schlaf haben?“

Aber der Rathlfranz lachte kurz auf und passete sich ärgerlich eine Wolke Tabakrauch zurecht, durch die das dünne Mondlicht Mühe hatte, hindurchzurinnen.

„Schweigsam bist halt jovie!“, höhnte der Alte. „'s könnt einer meinen: der Mund vom Rathlfranz ist schon eingeschlafen. Aber, Franz, die Augen sind noch so munter, und ich seh dir's an, du hättest noch Lust zu einem Gang durch den Mondschein.“

„Recht hast,“ sagte der Wilderer.

Während der Alte wieder eine Zeit vergeblich gewartet hatte auf eine Rede vom Jungen, stand er von der Ofenbank auf und hub ein Wandern an durch die Stube. (Fortsetzung folgt.)

Arzgebärg'sches Wanderlied

(Nachdruck verboten.)

De Bargluft giebt su frisch un raa,
dr Wald stieht licht un grie,
zenstrim do sieht dar Himmel blaa,
su racht jun Wandern gieh'.
Nu stimmt a lustigs Liedl ah,
dr Starmaz pfeift d'rzu.
Do brauch'n mer kaane Eis'nab',
de Ras' gieht aah asu.
Trallali, trallala,
de Ras' gieht aah asu.

O Arzgebärg, wie bist du schie!
Es griht mieh dei „Glickauf!“
durch alle Dörfla, wu iech zieh'
jun Fichtelbarg uhm nauf.
De Heisla lächt'n blank un sei,
gar lustig sei de Leit;
do gib't's noch eitl Lieb un Trei,
wie in dar alt'n Zeit.
Trallali, trallala,
wie in dar alt'n Zeit.



August Trümper

Willkumme! haacht's in jeden Haus,
du arzgebärg'sches Blut.
E' Maadl gukt zum Fenster raus —
de Backle frisch un rut.
Un weil iech noch kaa Schatzl ho,
muß 's Maadl meine sei.
Drüm schnall' iech fix mei Ranzl ro
un fähr' in Stüwl ei.
Trallali, trallala,
un fähr' in Stüwl ei.

Dort drinne wuhnt Gemietlichkeit,
es schallt manch' lustigs Lied.
Aus jeden Nag lacht nisch wie Träd,
wüht' net, wan's besser gieht.
Ich lach' un lab' in Tog dreinei,
wie's Blüml of'n Fald —
ich ho 'en Himmel über mir
un ho 'en of dar Walf!
Trallali, trallala,
un ho 'en of dar Walf!

Un scheid' iech dann vun Barg un Tol,
ruf iech: Glickauf! Glickauf!
De Haamit griht mieh 's letzte Mol,
s luhnt mieh uhm drauf-nauf.
Ich trog ihr liebes Bild miet fort,
hob Kraft un frischen Mut;
es wuhnt in mir am fremdn Ort
noch 's arzgebärg'sche Blut.
Trallali, trallala,
noch 's arzgebärg'sche Blut.

Bernh. Brüdner, Leipzig.

(Vielleicht fühlt sich der oder jener Leser der „D. Z.“ bewogen, eine Melodie zu vorstehendem „Wanderlied“ zu schreiben.)

Bilder aus der Heimat

Die sächsische Hitler-Jugend in Plauen.

In der Hauptstadt des Vogtlandes marschierte am 29. und 30. April die sächsische Hitlerjugend in gewaltiger Stärke auf. Die „D. Z.“ berichtete hierüber bereits eingehend. Auch aus dem oberen Erzgebirge waren die stattlichen Scharen der Hitlerjugend und des Jungvolkes in 42 Lastwagen dorthin geeilt. Die Morgenfeier auf dem Echo-Platz, die Fahnenweihe durch den Reichsjugendführer Baldur von Schirach waren Höhepunkte dieses gewaltigen Jugendtreffens. Weit über 25 000 Jungs und gegen 8000 Hitler-Mädels waren Zeuge des feierlichen Augenblickes der Enthüllung von Hunderten von neu geweihten Fahnen, Fähnleins und Wimpeln. Am Nachmittag fand sodann der große Festmarsch sämtlicher Abteilungen durch Plauen statt. Auf dem Altmarkt defilierte man unter den Klängen von Parade-



Sängerveteran Emil Rebentisch-Buchholz.

märschen der ehemaligen ruhmbedeckten deutschen Armee vor den Führern vorüber. Stundenlang hallte der Marschtritt der Jüngeren und Jüngsten von Adolf Hitlers Kampfscharen über das Pflaster am altherwürdigen Stadthaus und begeisterter Jubel der nach Zehntausenden zählenden Zuschauermassen brach sich immer wieder aufs neue Bahn, wenn selbst die Allerkleinsten trotz der großen Strapazen sich die größte Mühe gaben, mit Schneid und unter Ausbietung aller Kräfte es den Großen gleichzutun zu können. Unsere zwei Bilder oben links zeigen einige Ausschnitte aus dem großen Festumzuge während des Vorbeimarsches an den Führern.

Deutscher Gänger noch mit 86 Jahren.

In Buchholz beging am 15. Mai der weit über die Mauern der Stadt hinaus bekannte Sängerveteran Emil Rebentisch seinen 86. Geburtstag. Seit 66 Jahren ist er aktiver Sänger; 65 Jahre gehört er der „Lantane“ an. Für seine Sängertreue wurde Herr Emil Rebentisch mehrfach ausgezeichnet. Noch heute hängt er als Hochbetagter mit begeisterter Liebe am deutschen Lied. An seinem Wiegenfeste huldigte man ihm in reichem und schönem Maße aus allen Sängerkreisen rings. Unser Bild oben rechts zeigt uns den lieben alten Herrn.

Hohes Alter.

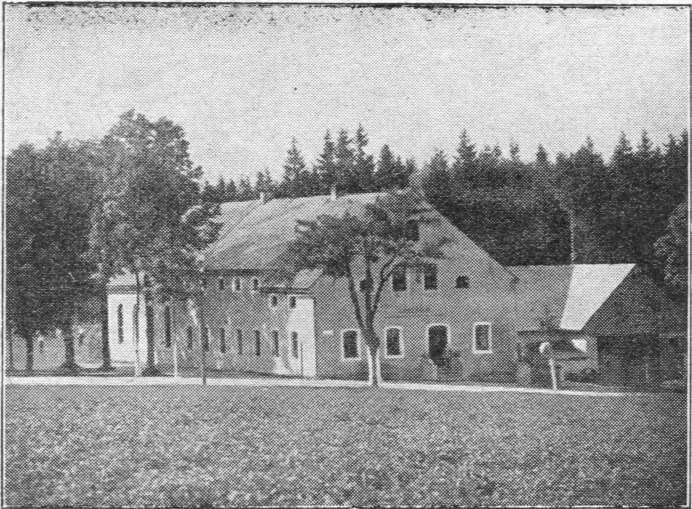
In geistiger und körperlicher Frische beging kürzlich der Zimmermann und Rentner Herr Paul Engert (Bild links) seinen 80. Geburtstag. Herr Engert ist der einzige noch lebende Gründer der Freiwilligen Feuerwehr, die 1869 ins Leben gerufen wurde. Aus diesem Anlaß brachte man dem greisen Feuerwehrveteran ein Geburtstagsständchen dar und eine Abordnung der Wehr, bestehend aus den Herren Bürgermeister Köhler, Hauptmann Schiefer und Hauptmann-Stellvertreter Bauer, beglückwünschte unter Ueberreichung einer Ehrengabe Herrn Engert. Herr Bürgermeister Köhler feierte in einer Ansprache die Treue des Wehrmannes Engert insbesondere. Auch ist der Alte ein langjähriger eifriger „D.-Z.“-Leser. Möge ihm ein sonniger Lebensabend beschieden sein!

Die älteste Frau der Erzgebirgsstadt Weipert

ist Frau Theresia Bartl, geborene Fleischer, welche am Graben Nr. 610 wohnt. Sie ist am 5. November 1839



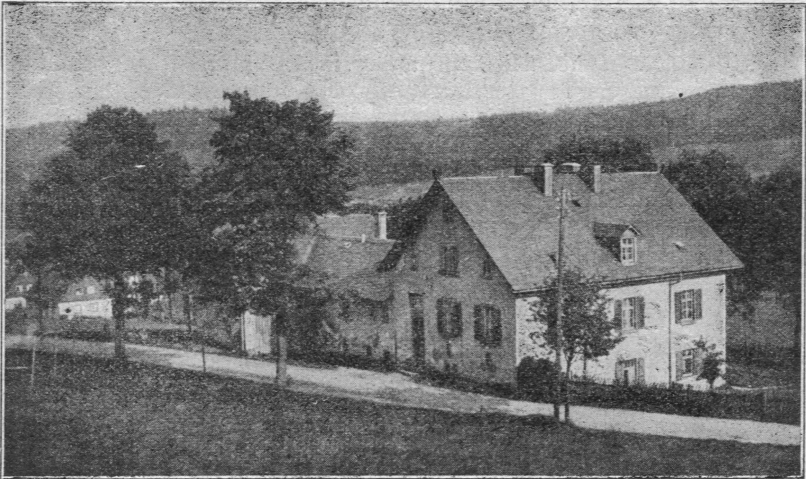
in Sonnenberg, Bezirk Komotau, geboren und ist die Witwe des im Jahre 1892 verstorbenen Briefmachers Isidor Bartl. Frau Bartl ist die Tochter eines armen Holzmachers in Sonnenberg und wurde in sehr ärmlichen Verhältnissen aufgezogen. Sie ist noch rüstig, hat eigene Wohnung und besorgt sämtliche Hausaltungsarbeiten allein. Aus ihrer Ehe stammen 15 Kinder, von noch 7 am Leben sind. Unser Bild rechts zeigt uns die hochbetagte Alte.



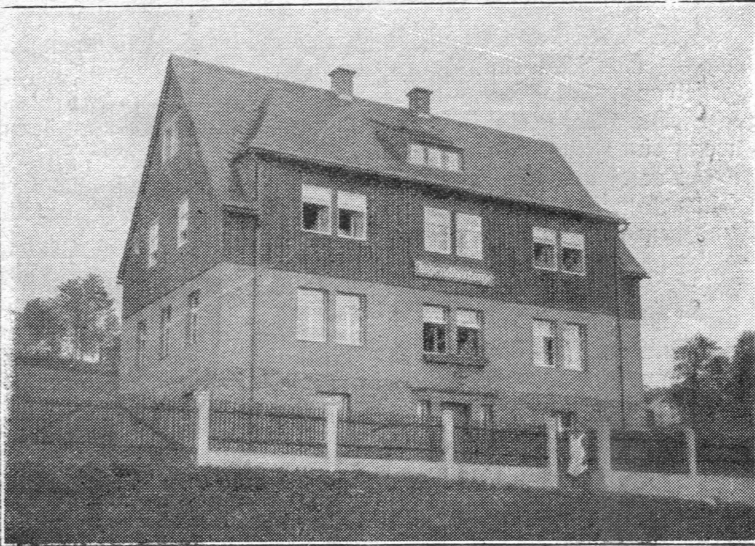
Das Schullandheim in Jöhstadt in alter Gestaltung.



Das Schullandheim in Jöhstadt in jehiger Gestaltung.



Schullandheim der Nicolaischule Leipzig
in der früheren Oberförsterei zu Jöhstadt.



Die Jugendherberge in Jöhstadt.